

Das Jahrzehnt, das mit den Terrorangriffen vom 11. September 2001 seinen Anfang nahm, ist mit dem Tod Osama bin Ladens am 2. Mai 2011 zu Ende gegangen. Es kann darüber gestritten werden, welche praktische Bedeutung die Liquidierung bin Ladens durch amerikanische Spezialkräfte hat – für den Kampf gegen den internationalen Terrorismus, für den amerikanischen Wahlkampf, für das amerikanisch-pakistanische Verhältnis. Unbestritten ist hingegen die überragende symbolische Bedeutung. Osama hatte dem islamistischen Terrorismus Stimme und Gesicht gegeben und den USA auf dem Höhepunkt ihrer Macht eine der schmerzlichsten Verwundungen ihrer Geschichte zugefügt. Die hass-erfüllte Ideologie, für die Osama stand und die er ins mörderische Werk zu setzen half, hat die vergangene Dekade der internationalen Politik geprägt: Ohne 9/11 wären die USA und ihre Verbündeten in Afghanistan und im Irak nicht in den Krieg gezogen. Selbst Entwicklungen, die bereits vor 9/11 angelegt waren wie das transatlantische Zerwürfnis, der relative machtpolitische Abstieg der USA oder die Finanz- und Wirtschaftskrise wurden stets im Spiegel des 11. September und seiner Folgen reflektiert. Daher wird Osamas Tod zwar keine dieser Entwicklungen beenden oder gar ungeschehen machen, aber er vermittelt, wie die Amerikaner sagen, *a sense of closure*: Emotional und psychisch ist eine Epoche abgeschlossen, die von Emotionen und Psychosen vergiftet war.

Erst aus größerer zeitlicher Distanz wird sich zeigen, dass in dieser Epoche eine Generation herangewachsen ist, deren Blick auf die internationale Politik sich grundlegend von den vorherigen unterscheidet. Diese 9/11-Generation steht heute in ihren Mittzwanzigern bis frühen Dreißigern und nimmt daher bislang wenig Einfluss auf das politische Geschäft und die öffentliche Meinungsbildung. Ihr Einfluss wird sich aber unweigerlich steigern – nicht zuletzt, weil sie ihren Altvorderen wichtige Einsichten in die internationale Politik des einundzwanzigsten Jahrhunderts voraus hat. Ungeachtet aller Fallstricke, die ein so verallgemeinernder Begriff birgt, soll daher hier in wenigen Strichen versucht werden, ein Porträt der außenpolitischen „9/11-Generation“ in Deutschland zu skizzieren.

## Ein anderes Verhältnis zur Gewalt

Diese Generation verbindet vor allem anderen, dass sie Gewalt als selbstverständlichen Teil der internationalen Politik erlebt hat. Der Fall der Twin Towers hat ihr erwachendes politisches Bewusstsein ebenso stark geprägt wie der Fall der Berliner Mauer die vorhergehende Generation – jedoch mit gegensätzlichem Effekt. Der Zusammenbruch des Ostblocks und die deutsche Wiedervereinigung signalisierten den Beginn einer friedlicheren Zeit. Die Geschichte schien, wenn schon nicht beendet, so doch offen und voller positiver Möglichkeiten. Aus dieser Perspektive musste 9/11 als Rückschritt in

die alte, engstirnige Geschichte der Gewalt und der weltweiten Konflikte gedeutet werden. Für die 9/11-Generation ist dieser Bruch nicht so markant. Für sie waren die 1990er-Jahre weder postmodernes Paradies noch Urlaub von der Geschichte; für sie beginnt die Geschichte mit 9/11, und zwar in einer Weise, wie sie im Kern schon immer war.

Daraus leitet sich auch ein anderes Verhältnis zur Anwendung militärischer Gewalt ab. Denn wenn gewalttätige Akteure – ob Fanatiker oder kalkulierende Zyniker – in der internationalen Politik die Regel sind, muss man sich ihnen entgegenstellen, um die eigenen Interessen und Werte zu bewahren. Oft geht dies nur auf Grundlage militärischer Stärke und der Bereitschaft, sie einzusetzen. Zu beiden Tabu-Begriffen der Bonner Republik, „Interessen“ und „militärische Einsatzbereitschaft“, hat die junge Generation daher ein entkrampftes Verhältnis. Sie hat im Kosovo und in Afghanistan Krieg gesehen und nicht selten selbst geführt – und verstanden, was damit Gutes bewirkt werden kann. Natürlich wirkt die deutsche Historie auch auf die 9/11-Generation, die gewiss die Einsätze der Bundeswehr nicht fahnen-schwenkend begleitet. Aber weit über die heranreifenden Eliten hinaus werden militärische Einsätze als unvermeidliches Element verantwortungsvoller Außenpolitik begriffen und gegebenenfalls mit ernster Entschlossenheit befürwortet.

### Internationale Unübersichtlichkeit

Ein weiteres Charakteristikum der 9/11-Generation ist, dass sie die Unübersichtlichkeit der internationalen Politik als normal akzeptiert. Sie ist in einer Epoche politisiert worden, die so stark von Chaos und Unsicherheit geprägt war wie keine seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Seit zehn, zwanzig Jahren ist die Weltordnung im Fluss: Das Machtverhältnis zwischen Staaten balanciert sich neu, nicht

staatliche Akteure wie El Kaida und multinationale Konzerne gewinnen an Einfluss, technologischer Fortschritt und voranschreitende Globalisierung zeitigen neue Bedrohungen wie Cyberattacken und Klimawandel. Junge Menschen verknüpfen mit dieser neuen Weltunordnung aber nicht den Verlust alter Gewissheiten, die sie ohnehin nie hatten, sondern sehen darin Möglichkeiten zur Gestaltung der eigenen Zukunft. Sie begrüßen es, dass die internationale Politik eine so klare Struktur wie zur Zeit der Blockkonfrontation des Kalten Krieges vorerst nicht mehr aufweisen wird. Die gestiegene Komplexität der internationalen Politik erschwert es zwar, die Wirkung außenpolitischen Handelns abzuschätzen, aber sie vergrößert – gerade aus der Perspektive des nun souveränen Deutschland – den Spielraum, *überhaupt* zu handeln. Unter Bedingungen von Ungewissheit handlungsfähig zu sein ist dieser Generation in die Wiege gelegt worden.

### Nüchterne Betrachtung amerikanischer Politik

Die Ungewissheit richtet sich allerdings auch auf die Grundpfeiler deutscher Staatsräson. So kann von unverbrüchlicher Treue zu den USA und dem Atlantischen Bündnis keine Rede mehr sein. Der Zwang, das eigene Selbstverständnis und die eigene politische Ausrichtung immer im Verhältnis zu Amerika zu definieren, ist den Jungen nicht mehr zu eigen. Selbst die 68er-Generation war ja in ihrer Amerika-Kritik nicht weniger auf die USA fixiert als die Champions der Westbindung.

Mit dem Ende des Kalten Krieges begann jedoch eine Loslösung vom amerikanischen Überbild, die in der 9/11-Generation ihren bisherigen Höhepunkt findet. Wer heute seinen Bachelor-Abschluss macht, kennt die USA eigentlich nur als trudelnde Macht (übrigens auch

*Baustelle des 9/11 Memorial and Freedom Tower am Ground Zero in New York, aufgenommen am 2. Mai 2011 unmittelbar nach der Ergreifung Osama bin Ladens.*

© picture-alliance/abaca, Foto: Graylock



in der amerikanischen Innenpolitik), die zweifelhafte Kriege führt. Das führt nicht zwingend zur Ablehnung Amerikas, aber zu einer ausgesprochen nüchternen Betrachtung der amerikanischen Politik. Es ist nicht ohne Ironie, dass große Teile der 9/11-Generation gerade deswegen die typische amerikakritische Berichterstattung in den deutschen Medien mit Kopfschütteln verfolgen: Sie ist von Vorurteilen und emotionalen Reflexen geprägt, während der außenpolitische Nachwuchs bei aller Kritik auch die Erfolge und Zwänge der amerikanischen Außenpolitik im Blick hat.

### **Mangelndes Vertrauen in die Europäische Union**

Nüchternheit prägt nicht nur das Verhältnis der 9/11-Generation zu Amerika, son-

dern auch ihr Verhältnis zur Europäischen Union. Während das grenzenlose Euro- und Erasmus-Europa für sie von hohem Wert und großer Selbstverständlichkeit sind, bleiben ihr das institutionelle Gefüge und die abstrakte Größe „EU“ fremd. Diese Distanz ist nicht in erster Linie in den Klischees von der Brüsseler Bürokratie und dem Demokratiedefizit der EU begründet, sondern speist sich aus der formativen Erfahrung des letzten Jahrzehnts.

Der Streit um Europäische Verfassung und Lissabonner Vertrag, die blassen Führungspersönlichkeiten der EU und insbesondere die Spaltung Europas in der Frage des Irak-Krieges: Nichts davon hat Vertrauen entstehen lassen, dass die EU in der Lage ist, gravierende außenpolitische Probleme zu lösen. Ein Ein-

druck, der sich mit dem Libyen-Krieg und dem Umgang mit der Arabellion verfestigt hat.

## Internationale Politik als flexibles Netzwerk

In dieser Beobachtung stecken zwei weitere charakteristische Züge der 9/11-Generation: die Vorstellung von internationaler Politik als flexiblem Netzwerk und der ungeduldige Pragmatismus. Denn die junge Generation denkt nicht in den klassischen Begriffen der Theorie der internationalen Politik, in „Staaten“ und „Institutionen“. Vielmehr begreift sie internationale Politik als Netzwerk wechselseitiger Beeinflussung. Staaten und Institutionen mögen sehr wichtige Akteure in diesem Netzwerk sein, aber sie sind nicht so wichtig wie das Netzwerk selbst. Und das Netzwerk ist in letzter Konsequenz, nach dem Bilde sozialer Netzwerke im Internet, persönlich. Es ist der Einzelne, der sich mit anderen zu flexiblen, temporären Gruppen zusammenschließt, der den entscheidenden Impuls gibt, um Interessen zu formulieren und Probleme zu lösen. Diese Rolle wird Organisationen und institutionalisierten Bürokratien abgesprochen – sofern sie nicht selbst als offenes Netzwerk arrangiert sind, bleibt ihnen bestenfalls die Funktion des Werkzeugs. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich diese Annahmen als naiv herausstellen werden – wie oft wurde dem Staat in der internationalen Politik schon das Totenglöckchen geläutet? –, aber fürs Erste verleihen sie den nachrückenden Eliten Optimismus und Mut zu Innovationen wie der tieferen und breiteren gesellschaftlichen Verankerung außenpolitischer Initiativen.

## Ungeduldiger Pragmatismus

Daraus wiederum ergibt sich der ungeduldige Pragmatismus. Die 9/11-Genera-

tion hat keinen Sinn für den Formalismus und die übersteigerte politische Korrektheit, die hierzulande das Sprechen über internationale Politik bestimmen. Auch wenn sie es im Sinne ihrer persönlichen Karriere zu imitieren versteht, hält sie das diplomatische Kabuki-Theater für Zeitverschwendung. Respektvolle Direktheit im Umgang mit Partnern wie Gegnern erscheint ihr als nützliches Gegenmodell zum höflich abwägenden, händeringenden Nichtstun weiter Teile der aktuellen außenpolitischen Elite. Was zählt, sind Ergebnisse: Gelingt es, Afghanistan zu stabilisieren? Den internationalen Terrorismus einzudämmen? Den machtpolitischen Aufstieg Chinas friedlich zu gestalten? Die internationalen Grundlagen des deutschen Exports zu sichern? Eine Partnerschaft mit Russland zu entwickeln, die unsere Werte und unsere osteuropäischen Verbündeten nicht verrät?

## Deutschland als Produzent von Stabilität

Die 9/11-Generation weiß, dass diese und weitere Aufgaben ihr zufallen werden. Und sie glaubt nicht, dass Deutschland und Europa ihr Gewicht in die Bewältigung dieser Herausforderungen bislang in ausreichendem und konsequentem Maße eingebracht haben. Sie verfügt über gute Voraussetzungen, um neue Wege zu beschreiten und unserer Außenpolitik neuen Schwung zu geben: Keine deutsche Generation zuvor hatte einen solch breiten internationalen Horizont, so ein ausgeprägtes Bewusstsein für globale Zusammenhänge – und die Verantwortung, die sich daraus für Deutschland als Produzent internationaler Stabilität ableitet. Unbeschadet von ideologischen Grabenkämpfen sollte sie die Kraft finden, dieser Verantwortung gerecht zu werden. Bon courage.